

A close-up, high-resolution photograph of a woman's face, focusing on her right eye. The eye is a striking, deep blue with dark, well-defined eyelashes. The skin is a warm, light brown tone. In the lower right corner, a vibrant red flower with five petals and a dark center is partially visible, overlapping the woman's cheek. The overall texture is soft and detailed.

EMMA
CLINE
The Girls

Roman
Hanser

Das Buch

Kalifornien, 1969. Evie Boyd ist vierzehn und möchte unbedingt gesehen werden – aber weder die frisch geschiedenen Eltern noch ihre einzige Freundin beachten sie. Doch dann, an einem der endlosen Sommertage, begegnet sie ihnen: den *Girls*. Das Haar, lang und unfrisiert. Die ausgefransten Kleider. Ihr lautes, freies Lachen. Unter ihnen ist auch die ältere Suzanne, der Evie verfällt. Mit ihnen zieht sie zu Russell, einem Typ wie Charles Manson, dessen Ranch tief in den Hügeln liegt. Gerüchte von Sex, wilden Partys, Einzelne, die plötzlich ausreißen. Evie gibt sich der Vision grenzenloser Liebe hin und merkt nicht, wie der Moment naht, der ihr Leben mit Gewalt für immer zerstören könnte.

Die Autorin

Emma Cline, geboren 1989, wuchs mit ihren fünf Geschwistern im nordkalifornischen Sonoma auf. Nach einem Master of Fine Arts an der Columbia University zog sie nach Brooklyn. Sie schreibt u. a. für den *New Yorker* und Oprah Winfreys Magazin *O.*, 2014 hat sie den Plimpton Prize for Fiction der *Paris Review* erhalten. Bei Hanser erscheint im Herbst 2016 ihr Debütroman *The Girls*.

Emma Cline. *The Girls*. Roman
Ü.: Nikolaus Stingl. 352 Seiten
Gebunden. Farbiges Vorsatzpapier
Erscheint am 25. Juli 2016. Auch als E-Book

www.hanser-literaturverlage.de

HANSER

EMMA
CLINE
The Girls

Roman

Aus dem Englischen
von Nikolaus Stingl

Carl Hanser Verlag

Dass ich aufsah, lag an dem Gelächter, dass ich weiter hinsah, an den Mädchen.

Als Erstes fielen mir ihre Haare auf, die lang und ungekämmt waren. Dann ihr Schmuck, in dem sich das Sonnenlicht fing. Die drei waren so weit weg, dass ich nur die Konturen ihrer Gesichter erkennen konnte, aber das spielte keine Rolle – ich wusste, dass sie anders waren als alle anderen im Park. Familien, die in ungleichmäßiger Schlange vor der geöffneten Imbissbude anstanden und auf Würstchen und Burger warteten. Frauen in kariierter Bluse, die sich an den Freund schmiegt, Kinder, die mit Eukalyptussamen nach den wild aussehenden Hühnern warfen, die auf dem Rasenstreifen wimmelten. Diese langhaarigen Mädchen schienen über allem zu schweben, was um sie herum geschah, tragisch und abgehoben. Wie Fürstinnen im Exil.

Ich musterte die Mädchen mit schamlosem, unverhohlenem Glotzen: dass sie hersahen und mich bemerkten, schien unmöglich. Der Hamburger auf meinem Schoß war vergessen, vom Fluss wehte ein leicht stinkender Hauch herüber. Ich war in einem Alter, in dem ich andere Mädchen sofort taxierte und ständig Buch darüber führte, woran es mir fehlte, und ich sah auf Anhieb, dass die

Schwarzhaarige die Hübscheste war. Damit hatte ich gerechnet, noch bevor ich ihre Gesichter hatte erkennen können. Etwas von einer anderen Welt umgab sie, ein schmutziges Kittelkleid bedeckte kaum ihren Hintern. Flankiert wurde sie von einem mageren Rot-schopf und einem älteren Mädchen, die beide mit der gleichen schäbigen Beiläufigkeit gekleidet waren. Wie aus einem See gezogen. Alle ihre billigen Ringe wie zusätzliche Fingerknöchel. Sie bewegten sich in einem unbehaglichen Grenzbereich zwischen Schönheit und Hässlichkeit, und ein Schauer gesteigerter Aufmerksamkeit folgte ihnen durch den Park. Mütter schauten sich nach ihren Kindern um, bewogen von einem Gefühl, das sie nicht benennen konnten. Frauen griffen nach der Hand ihres Freundes. Die Sonne stach durch die Bäume wie immer – verschlafene Weiden, der über die Picknickdecken fahrende, heiße Wind –, aber die Vertrautheit des Tages wurde gestört von der Bahn, die die Mädchen durch die normale Welt zogen. Geschmeidig und gedankenlos wie durch das Wasser gleitende Haie.

ERSTER
TEIL

Der Anfang: Der Ford rollt die schmale Auffahrt entlang in der vom süßen Summen des Geißblatts verdichteten Augustluft. Die Mädchen auf dem Rücksitz halten Händchen, die Wagenfenster sind heruntergekurbelt, um den Nachtduft hereinzulassen. Das Radio läuft, bis der Fahrer, plötzlich nervös geworden, es ausschaltet.

Sie überklettern das Tor, das noch die Lichtergirlanden von Weihnachten trägt. Treffen als Erstes auf die dumpfe Stille des Hausmeister-Cottage; der Hausmeister hält auf dem Sofa ein Abendnickerchen, die bloßen Füße wie Brotlaibe nebeneinandergestellt. Im Bad seine Freundin, die sich die blässlichen Halbmonde des Lidschattens abwischt.

Dann das Haupthaus, wo sie die Frau erschrecken, die im Gästezimmer liest. Das auf dem Nachttisch zitternde Glas Wasser, die klamme Baumwolle ihrer Unterhose. Neben ihr der fünfjährige Sohn, der, Unsinn murmelnd, gegen den Schlaf ankämpft.

Sie scheuchen alle ins Wohnzimmer. Der Augenblick, in dem die verängstigten Menschen die schöne Alltäglichkeit ihres Lebens begreifen – den morgendlichen Schluck Orangensaft, sich auf dem Fahrrad in die Kurve legen –, ist schon vorbei. Ihre Gesichter ver-

ändern sich, als öffnete sich eine Blende; das Entsperren hinter den Augen.

Ich hatte mir diese Nacht so oft vorgestellt. Die dunkle Bergstraße, das sonnenlose Meer. Eine auf dem nächtlichen Rasen hingestreckte Frau. Und obwohl die Einzelheiten im Lauf der Jahre verblasst waren, eine zweite und dritte Haut bekommen hatten, war es mein erster Gedanke, als ich gegen Mitternacht das Schloss aufschnappen hörte.

Der Fremde an der Tür.

Ich wartete darauf, dass das Geräusch seinen Ursprung preisgab. Ein Jugendlicher aus der Nachbarschaft, der eine Mülltonne auf den Bürgersteig schmettert. Ein Reh, das durchs Unterholz bricht. Mehr konnte es nicht sein, sagte ich mir, dieses ferne Klappern am anderen Ende des Hauses, und ich versuchte mir auszumalen, wie harmlos der Bereich bei Tag wieder anmuten würde, wie ruhig und außerhalb jeder Gefahr.

Aber der Lärm ging weiter und drängte sich schroff ins wirkliche Leben. Nun war im anderen Zimmer Gelächter zu hören. Stimmen. Das Zischen der Kühlschranktür. Ich fischte nach Erklärungen, blieb aber immer wieder am schlimmsten Gedanken hängen. So also würde es nach allem enden. Gefangen in einem Haus, das nicht mir gehörte. Unter den Gegebenheiten und Gewohnheiten eines anderen Lebens. Meine nackten, mit Krampfadern bekritzelten Beine – wie schwach ich wirken würde, wenn sie mich holen kämen, eine Frau mittleren Alters, die sich zu verkriechen versuchte.

Ich lag im Bett und atmete flach, während ich auf die geschlossene Tür starrte. Beim Warten auf die Eindringlinge nahmen die Schrecken, die ich mir vorstellte, menschliche Gestalt an und bevölkerten das Zimmer – Heldentaten würde es keine geben, so viel

begriff ich. Bloß das dumpfe Grauen, die körperlichen Schmerzen, die durchlitten werden mussten. Ich würde nicht versuchen davon-zulaufen.

Ich stand erst aus dem Bett auf, als ich das Mädchen hörte. Ihre Stimme war hoch und arglos. Obwohl das eigentlich nicht hätte beruhigend wirken dürfen – Suzanne und die anderen waren auch Mädchen gewesen, und geholfen hatte das niemandem.

Ich wohnte in einem geliehenen Haus. Vor dem Fenster die dunkle, kompakte kalifornische Zypresse, das Zwicken der Salzluft. Ich aß auf die gleiche einfallslose Weise wie schon als Kind – ein Klumpen Spaghetti, mit Käse bestreut. Das nichtssagende Prickeln von Mineralwasser in der Kehle. Einmal die Woche goss ich Dans Pflanzen, indem ich jede in die Badewanne beförderte und Wasser aus dem Hahn in den Topf laufen ließ, bis die Erde vor Nässe blubberte. Mehr als einmal hatte ich mit einem Häuflein toter Blätter in der Wanne geduscht.

Was vom Erbe übriggeblieben war, das meine Großmutter mit ihren Filmen verdient hatte – den auf Zelluloid gebannten Stunden, in denen sie ihr falckenartiges Lächeln zeigte, ihren sorgfältig frisierten Lockenkopf –, hatte ich vor zehn Jahren aufgebraucht. Ich hielt mich gerne in den Zwischenräumen im Dasein anderer Menschen, in deren Haus ich als Hilfe wohnte. Kultivierte eine vornehme Unsichtbarkeit in geschlechtslosen Kleidern, mein Gesicht verschleiert vom anmutigen, vieldeutigen Ausdruck einer Gartendekoration. Das Anmutige war wichtig, der Zaubertrick der Unsichtbarkeit nur möglich, wenn sie der korrekten Ordnung der Dinge zu entsprechen schien. Als wäre sie etwas, was auch ich wollte.

Meine Schützlinge waren unterschiedlich. Ein Kind mit besonderen Bedürfnissen, das sich vor Steckdosen und Verkehrsampeln fürchtete. Eine ältere Frau, die sich Talkshows ansah, während ich eine Untertasse voll Tabletten abzählte, die blassrosa Kapseln wie feine Süßigkeiten.

Als mein letzter Job endete und sich kein anderer ergab, bot mir Dan sein Ferienhaus an – die besorgte Geste eines alten Freundes –, als täte ich ihm damit einen Gefallen. Das Oberlicht erfüllte die Zimmer mit der diffusen Trübheit eines Aquariums, das Balkenwerk quoll auf in der Feuchtigkeit. Als ob das Haus atmete.

Der Strand war nicht beliebt. Zu kalt, keine Austern. Die einspurige Straße durch das Städtchen war von Wohnwagen gesäumt, deren Stellplätze sich wuchernd ausbreiteten – knatternde Windrädchen, Veranden, übersät mit gebleichten Bojen und Rettungsringen, der Dekoration bescheidener Menschen. Manchmal rauchte ich ein wenig von dem pelzigen, kräftigen Marihuana meines früheren Vermieters und ging dann zum Laden im Städtchen. Eine Aufgabe, die ich bewältigen konnte, so klar umrissen wie das Geschirr zu spülen. Es war entweder schmutzig oder sauber, und ich begrüßte solche binären Verhältnisse, die Art, wie sie einem Tag Halt gaben.

Draußen sah ich kaum jemanden. Die einzigen Teenager im Städtchen schienen sich auf grausig provinzielle Arten selbst umzubringen. Ich hörte von Unfällen mit ihren Pick-ups um zwei Uhr morgens, von dem Übernachtungsgast im Wohnmobil in der Garage, der eine Kohlenmonoxidvergiftung erlitt, von dem toten Quarterback. Ich wusste nicht, ob das ein Problem war, das sich aus dem Landleben ergab, aus dem Übermaß an Zeit und Langeweile und Campingfahrzeugen, oder ob es an etwas spezifisch Kalifornischem lag, an einer Körnung des Lichts, die zu Risiken und dummen, kinohaften Stunts anstachelte.

Im Ozean war ich überhaupt noch nicht gewesen. Eine Kellnerin im Café sagte mir, das sei eine Brutstätte weißer Haie.

Im hellen Schein der Küchenlampen blickten sie auf wie Waschbären, die man im Abfall ertappt. Das Mädchen kreischte. Der Junge richtete sich zu seiner vollen, schlaksigen Größe auf. Sie waren nur zu zweit. Mein Herz hämmerte heftig, aber sie waren so jung – Einheimische vermutlich, die in Ferienhäuser einbrachen. Ich würde nicht sterben.

»Ich glaub, ich spinne.« Der Junge stellte seine Bierflasche ab, das Mädchen klammerte sich an ihn. Der Junge sah aus wie zwanzig oder so und trug Cargoshorts. Strahlend weiße Socken, rosige Akne unter einem Anflug von Bart. Das Mädchen dagegen war bloß ein junges Ding. Fünfzehn, sechzehn, die blassen Beine bläulich angelaufen.

Den Saum meines T-Shirts über meine Oberschenkel zerrend, versuchte ich, so viel Autorität wie möglich aufzubringen. Als ich sagte, ich würde die Cops rufen, schnaubte der Junge.

»Nur zu.« Er zog das Mädchen enger an sich. »Rufen Sie die Cops. Wissen Sie was?« Er zückte sein Handy. »Scheiß drauf, ich ruf sie selber an.«

Der Klumpen aus Angst in meiner Brust löste sich plötzlich auf.

»Julian?«

Mir war nach Lachen zumute – als ich ihn zuletzt gesehen hatte, war er dreizehn gewesen, mager und unfertig. Dans und Allisons einziger Sohn. Hysterisch umsorgt, zu Cellowettbewerben überall im Westen der Vereinigten Staaten gekarrt. Ein Chinesischlehrer jeden Dienstag, Vollkornbrot und Vitamingummi, elterliche Schutzwälle gegen das Versagen. Das alles war verpufft, und er war an der California State University in Long Beach oder Irvine gelan-

det. Dort hatte es irgendwelche Probleme gegeben, soweit ich mich erinnerte. Relegation oder eine mildere Version davon, die Empfehlung, ein Jahr auf dem Junior College zu verbringen. Julian war ein schüchterner, empfindlicher Junge gewesen, der vor Autoradios und ungewohntem Essen zurückschreckte. Jetzt hatte er harte Kanten, unter seinem Hemd krochen Tätowierungen hervor. Er erinnerte sich nicht an mich, und warum sollte er auch? Als Frau befand ich mich außerhalb des Radius seiner erotischen Interessen.

»Ich wohne hier für ein paar Wochen«, sagte ich, war mir dabei meiner entblößten Beine bewusst und schämte mich für das Melodrama, die Erwähnung der Polizei. »Ich bin mit deinem Dad befreundet.«

Ich konnte sehen, dass er sich Mühe gab, mich unterzubringen, mit Bedeutung zu unterlegen.

»Evie«, sagte ich.

Noch immer nichts.

»Ich habe in der Wohnung in Berkeley gewohnt – beim Haus deines Cellolehrers?« Manchmal waren Dan und Julian nach seinem Unterricht zu mir gekommen. Julian hatte gierig Milch getrunken und mit roboterhaften Tritten meine Tischbeine zerschrammt.

»Ach du Scheiße«, sagt Julian. »Ja.« Ich konnte nicht sagen, ob er sich tatsächlich an mich erinnerte oder ob ich bloß genügend beruhigende Details heraufbeschworen hatte.

Das Mädchen wandte sich Julian zu, ihr Gesicht so blank wie ein Löffel.

»Alles in Ordnung, Baby«, sagte er und küsste sie auf die Stirn – seine Sanftheit kam unerwartet.

Julian lächelte mich an, und mir ging auf, dass er betrunken war, vielleicht auch bloß stoned. Sein Gesicht war verschmiert, seine Haut hatte etwas ungesund Feuchtes, aber seine großbürgerliche Erziehung schaltete sich ein wie eine Muttersprache.

»Das ist Sasha«, sagte er und stupste das Mädchen an.

»Hi«, piepste sie, unbehaglich. Ich hatte diesen dümmlichen Wesenszug von Mädchen im Teenageralter vergessen: Der Wunsch nach Liebe war ihrem Gesicht so unmittelbar anzumerken, dass es mir peinlich war.

»Und Sasha«, sagte Julian, »das ist –«

Julians Augen hatten Mühe, sich auf mich zu fokussieren.

»Evie«, erinnerte ich ihn.

»Genau«, sagt er, »Evie. Mann.«

Er trank von seinem Bier, das grelle Licht fing sich in der bernsteinfarbenen Flasche. Er starrte an mir vorbei. Besah sich die Möbel und den Inhalt der Bücherregale, als wäre das mein Haus und er der Außenstehende. »Gott, Sie müssen gedacht haben, wir brechen irgendwie ein oder so.«

»Ich habe gedacht, ihr seid von hier.«

»Hier ist mal eingebrochen worden«, sagt Julian. »Als ich noch ein Kind war. Wir waren nicht da. Sie haben bloß unsere Neoprenanzüge und einen Haufen Abalone aus dem Gefrierschrank geklaut.« Er nahm noch einen Schluck.

Sasha hielt den Blick auf Julian gerichtet. Sie trug abgeschnittene Jeans, die für das kalte Küstenklima völlig ungeeignet waren, und ein übergroßes Sweatshirt, das wohl ihm gehörte. Die Ärmel wie angenagt und feucht. Ihr Make-up sah schrecklich aus, war aber wohl eher symbolisch. Ich merkte, dass mein Blick sie nervös machte. Ich verstand ihre Sorge. Ich selbst war in diesem Alter unsicher, wie ich mich bewegen sollte, ob ich zu schnell ging, ob andere mir das Unbehagen und die Steifheit ansehen konnten. Als ob alle ständig meine Leistung beurteilten und sie mangelhaft fänden. Mir kam der Gedanke, dass Sasha sehr jung war. Zu jung, um mit Julian hier zu sein. Sie schien zu wissen, was ich dachte, und starrte mich mit überraschendem Trotz an.

»Tut mir leid, dass dein Dad dir nicht erzählt hat, dass ich hier bin«, sagte ich. »Ich kann im anderen Zimmer schlafen, wenn ihr das größere Bett wollt. Oder wenn ihr allein sein wollt, dann finde ich eine –«

»Nee«, sagte Julian. »Sasha und ich können überall schlafen, stimmt's, Baby? Und wir sind sowieso nur auf der Durchreise. Auf dem Weg nach Norden. Eine Grasfuhr«, sagte er. »Ich mache die Fahrt von L.A. nach Humboldt mindestens einmal im Monat.«

Mir kam der Gedanke, dass Julian dachte, das würde mich beeindrucken.

»Ich verkauf es nicht oder so«, ruderte er gleich wieder zurück. »Ich transportiere es bloß. Man braucht bloß ein paar Watershed-Taschen und einen Polizei-Scanner.«

Sasha machte ein besorgtes Gesicht. Würde ich ihnen Schwierigkeiten machen?

»Woher kennen Sie nochmal meinen Dad?«, fragte Julian. Trank seine Flasche leer und machte noch eine auf. Sie hatten ein paar Sixpacks mitgebracht. Die anderen Vorräte, soweit sichtbar: Studentenfutter. Eine ungeöffnete Packung Fruchtgummis, das schale Geknitter einer Fastfood-Tüte.

»Wir haben uns in L.A. kennengelernt«, sagte ich. »Wir haben eine Zeitlang zusammengelebt.«

Dan und ich hatten uns Ende der Siebziger eine Wohnung in Venice Beach geteilt, Venice mit seinen Dritte-Welt-Gassen und Palmen, die im warmen Nachtwind gegen die Fenster schlugen. Ich lebte vom Filmgeld meiner Großmutter, während ich auf meine Pflegezulassung hinarbeitete. Dan versuchte, Schauspieler zu werden. Es wurde nie etwas für ihn, das mit der Schauspielerei. Stattdessen hatte er eine Frau mit etwas Familienvermögen geheiratet und eine Firma für vegetarische Tiefkühlkost gegründet. Jetzt besaß er in Pacific Heights ein Haus aus der Zeit vor dem Erdbeben.

»Ach, Moment mal, seine Freundin aus Venice?« Julian wirkte plötzlich entgegenkommender. »Wie heißen Sie gleich nochmal?«

»Evie Boyd«, sagte ich, und der Ausdruck, der plötzlich in sein Gesicht trat, überraschte mich: zum Teil Wiedererkennen, aber auch echtes Interesse.

»Moment mal«, sagte er. Er nahm den Arm von den Schultern des Mädchens, und sie wirkte, als fühlte sie sich von ihm verlassen. »Die sind Sie?«

Vielleicht hatte Dan ihm erzählt, wie schlecht es für mich gelaufen war. Der Gedanke war mir peinlich, und ich fasste mir unwillkürlich ins Gesicht. Eine alte, beschämende Gewohnheit aus meiner Jugend, die Art, wie ich einen Pickel zu verdecken pflegte. Eine beiläufige Hand am Kinn, ein Herumnesteln am Mund. Als ob das nicht erst recht die Aufmerksamkeit darauf lenkte und es noch schlimmer machte.

Jetzt war Julian ganz aus dem Häuschen. »Sie war bei dieser Sekte«, sagte er zu dem Mädchen. »Das stimmt doch?«, sagte er, an mich gewandt.

Eine Höhle von Angst öffnete sich in meinem Bauch. Julian sah mich weiter an, sein Blick scharf vor Erwartung. Sein Atem säuerlich und abgerissen.

Ich war in jenem Sommer vierzehn gewesen. Suzanne neunzehn. Es gab ein bestimmtes Räucherwerk, das die Gruppe manchmal verbrannte und das uns benommen und nachgiebig machte. Suzanne, die laut aus einer alten Ausgabe des Playboy vorlas. Die obszönen, leuchtenden Polaroids, die wir beiseiteschafften und wie Baseballkarten tauschten.

Ich wusste, wie leicht es passieren konnte, dass die Vergangenheit sich einstellte wie die unwillkürliche kognitive Fehlleistung bei einer optischen Illusion. Die Stimmung eines Tages in Verbindung mit einem ganz bestimmten Gegenstand: das Chiffontuch

meiner Mutter, die Feuchtigkeit eines angeschnittenen Kürbisses. Bestimmte Schattenmuster. Sogar ein Lichtreflex auf der Motorhaube eines weißen Wagens konnte einen flüchtigen Schauer in mir auslösen, der einen schmalen Raum der Rückkehr ermöglichte. Ich hatte mitbekommen, dass sich alte Yardley-Lippenstifte – die Schminke bloß noch ein wächsernes Gekrümel – im Internet für fast hundert Dollar verkauften. Damit erwachsene Frauen ihn wieder riechen konnten, diesen chemischen, blumigen Mief. So dringend wollten die Leute das – wissen, dass ihr Leben tatsächlich passiert war, dass der Mensch, der sie einmal gewesen waren, noch immer in ihnen existierte.

Es gab so vieles, was mich wieder zurückversetzte. Der intensive Geschmack von Soja, verqualmte Haare, die grasigen Hügel, die im Juni erblondeten. Eine bestimmte Anordnung von Eichen und Felsblöcken konnte, aus dem Augenwinkel gesehen, etwas in meiner Brust aufknacken, sodass meine Handflächen vor Adrenalin plötzlich feucht wurden.

Ich rechnete bei Julian mit Abscheu, vielleicht sogar Angst. Das war die logische Reaktion. Doch mich verwirrte die Art, wie er mich ansah. Mit so etwas wie Ehrfurcht.

Sein Vater musste ihm davon erzählt haben. Von dem Sommer in dem verfallenden Haus, den sonnenverbrannten Kleinkindern. Als ich es Dan zum ersten Mal zu erzählen versucht hatte, in der Nacht eines partiellen Stromausfalls in Venice, der eine von Kerzen erleuchtete, apokalyptische Intimität heraufbeschwor, war er in Gelächter ausgebrochen. Hatte das Senken meiner Stimme fälschlich für einen komischen Effekt gehalten. Selbst nachdem ich ihn überzeugt hatte, dass ich die Wahrheit sagte, sprach er im gleichen parodistischen Blödelton von der Ranch. Wie von einem Horrorfilm mit missglückten Spezialeffekten, bei dem das Galgenmikrofon ins Bild rutscht und die Schlächterei zur Komödie gerät. Und

es war eine Erleichterung, meine Distanz zu übertreiben, meine Beteiligung in das ordentliche Paket des Anekdotischen zu sortieren.

Es half, dass ich in den meisten Büchern nicht vorkam. Nicht in den Paperbacks mit bluttriefendem Titel und den Hochglanzseiten mit Tatortfotos. Nicht in dem weniger populären, aber faktenreueren Wälzer, den der leitende Staatsanwalt verfasst hatte und dessen widerwärtige Detailversessenheit bis zu den unverdauten Spaghetti reichte, die man im Magen des kleinen Jungen gefunden hatte. Die paar Zeilen, die mich dann doch erwähnten, waren im vergriffenen Buch eines ehemaligen Dichters versteckt, und er hatte meinen Namen falsch verstanden und keinerlei Verbindung zu meiner Großmutter hergestellt. Derselbe Dichter behauptete außerdem, die CIA produziere Pornofilme mit einer unter Drogen stehenden Marilyn Monroe in der Hauptrolle und diese würden an Politiker und ausländische Staatsoberhäupter verkauft.

»Das ist schon lange her«, sagte ich zu Sasha, aber ihr Gesicht war ausdruckslos.

»Trotzdem«, sagte Julian, fröhlicher werdend. »Ich fand es immer schön. Krank, aber schön«, sagte er. »Ein richtig kaputter Ausdruck, aber trotzdem ein Ausdruck, versteht ihr? Ein künstlerischer Impuls. Um zu schaffen, muss man zerstören, dieser ganze Hindu-Scheiß.«

Ich sah ihm an, dass er meine Bestürzung als Zustimmung deutete.

»Gott, ich kann mir das nicht mal vorstellen«, sagte Julian. »Bei sowas tatsächlich dabei zu sein.«

Er wartete auf meine Reaktion. Ich war ganz benommen von der aggressiven Küchenbeleuchtung: Merkten sie denn nicht, dass es viel zu hell war? Ich fragte mich, ob das Mädchen überhaupt schön war. Ihre Zähne hatten einen Stich ins Gelbliche.

Julian stupste sie mit dem Ellbogen an. »Sasha weiß noch nicht mal, wovon wir reden.«

Fast jeder kannte mindestens eine der grausigen Einzelheiten. Manchmal verkleideten sich Collegestudenten an Halloween als Russell, die Hände mit Ketchup verschmiert, den sie aus der Mensa geklaut hatten. Eine Black-Metal-Band hatte das Herz auf einem Plattencover verwendet, das gleiche ungelene Herz, das Suzanne an Mitchs Wand gemalt hatte. Mit dem Blut der Frau. Aber Sasha schien noch so jung – warum sollte sie je davon gehört haben? Warum sollte sie sich dafür interessieren? Sie war in jenem tiefen, sicheren Gefühl befangen, dass es jenseits ihrer eigenen Erfahrung nichts gab. Als könnte sich alles nur in eine Richtung entwickeln und die Jahre führten durch einen Korridor zu dem Zimmer, in dem das unvermeidliche Selbst wartete – noch unentwickelt, bereit, offenbart zu werden. Wie traurig es war, sich klarzumachen, dass man manchmal nie dorthinkam. Das man manchmal sein ganzes Leben lang nur über die Oberfläche schlitterte, während die Jahre verstrichen, unerfüllt.

Julian strich Sasha über die Haare. »Das war ein Riesending damals. Hippies haben draußen in Marin diese Leute gekillt.«

Die Hitze in seinem Gesicht war vertraut. Der gleiche Furor wie bei den Leuten, die die Onlineforen bevölkerten, ein Furor, der niemals zu erlahmen oder zu erlöschen schien. Sie rangelten um Eigentümerschaft, machten sich den gleichen wissenden Ton zu eigen, eine Tünche von Wissenschaftlichkeit, die das im Grunde Voyeuristische ihres Interesses bemäntelte. Wonach suchten sie unter all den Banalitäten? Als ob das Wetter an jenem Tag eine Rolle spielte. Jedes Fitzelchen schien wichtig zu sein, wenn man lange genug darüber nachdachte: der Sender, auf den das Radio in Mitchs Küche eingestellt war, Anzahl und Tiefe der Stichwunden. Wie die Schatten an diesem ganz bestimmten Tag während

der Fahrt auf dieser ganz bestimmten Straße geflackert haben könnten.

»Ich habe nur ein paar Monate lang mit ihnen rumgehungen«, sagte ich. »Mehr war da nicht.«

Julian wirkte enttäuscht. Ich stellte mir die Frau vor, die er sah, wenn er mich ansah: ihre ungepflegten Haare, die bekümmerten Kommata um ihre Augen.

»Aber es stimmt«, sagte ich, »ich war oft dort.«

Mit dieser Antwort rückte ich geradewegs wieder in sein Interesse.

Und so ließ ich den Augenblick verstreichen.

Ich sagte ihm nicht, dass ich wünschte, ich hätte Suzanne nie kennengelernt. Dass ich wünschte, ich wäre wohlbehalten in meinem Zimmer in den trockenen Hügeln bei Petaluma geblieben, wo sich die Goldfolienrücken meiner Lieblingskinderbücher auf den Regalen drängten. Und das wünschte ich ja auch wirklich. Aber manchmal konnte ich nachts nicht schlafen und schälte an der Spüle langsam einen Apfel, ließ den Kringel unter dem Schimmer des Messers länger werden. Das Haus um mich herum dunkel. Manchmal fühlte es sich nicht wie Bedauern an. Sondern wie Vermissen.

Julian scheuchte Sasha wie ein friedlicher junger Ziegenhirte in das andere Schlafzimmer. Fragte, ob ich noch irgendetwas bräuchte, ehe er gute Nacht sagte. Ich war verblüfft – er erinnerte mich an die Jungs in der Schule, die auf Drogen höflicher wurden und bestens funktionierten. Nach dem Familienessen pflichtschuldig das Geschirr abwaschen, während sie auf Trip waren, gebannt vom psychedelischen Zauber des Spülmittels.

»Schlafen Sie gut«, sagte Julian mit einer kleinen Geisha-Verbeugung, bevor er die Tür schloss.

Die Laken auf meinem Bett waren zerwühlt, im Zimmer hing noch der Anflug von Angst. Wie albern ich mich angestellt hatte. Doch sogar das unerwartete Auftauchen harmloser anderer Menschen im Haus verstörte mich. Ich wollte nicht, dass meine innere Fäulnis zutage trat, auch nicht durch Zufall. In dieser Hinsicht war das Alleinleben beängstigend. Es gab niemanden, der diese Selbstpreisgabe im Zaum hielt, die Art, wie man seine primitiven Begierden offenbarte. Als umgäbe einen ein Kokon aus den eigenen nackten Neigungen, der sich nie zu den Mustern eines wirklichen menschlichen Lebens ordnete.

Ich war noch immer hellwach, und es kostete Mühe, mich zu entspannen, meinen Atem zu beruhigen. Im Haus war ich sicher, sagte ich mir, es ging mir gut. Plötzlich erschien mir die unbeholfene Begegnung lächerlich. Durch die dünne Wand hindurch konnte ich die Geräusche hören, mit denen Sasha und Julian sich im anderen Zimmer einrichteten. Das Knarren des Bodens, das Öffnen der Schranktüren. Wahrscheinlich bezogen sie die nackte Matratze. Schüttelten jahrelang angesammelten Staub ab. Ich stellte mir vor, wie Sasha die Familienfotos im Regal betrachtete, Julian als Kleinkind mit einem riesigen roten Telefon in den Händen. Julian mit elf oder zwölf auf einem Whale-Watching-Boot, das Gesicht salzgepeitscht und wundervoll. Wahrscheinlich projizierte sie all diese Unschuld und Lieblichkeit auf den fast erwachsenen Mann, der seine Shorts abstreifte und auf das Bett klopfte, damit sie sich neben ihn legte. Auf seinen Armen das Gekräusel der verblassten Überreste amateurhafter Tätowierungen.

Ich hörte das Ächzen der Matratze.

Dass sie vögeln, wunderte mich nicht. Aber dann war da Sashas Stimme, die wie in einem Porno wimmerte. Hoch und schrill. Wussten sie nicht, dass ich gleich nebenan war? Ich drehte mich mit dem Rücken zur Wand und machte die Augen zu.

Julian knurrte.

»Bist du eine Fotze?«, sagte er. Das Kopfteil rumste gegen die Wand.

»Bist du eine?«

Später dachte ich, Julian muss gewusst haben, dass ich alles hören konnte.

1969

I

Es war das Ende der Sechziger oder der Sommer vor dem Ende, und so kam es einem auch vor, wie ein endloser, formloser Sommer. Haight Ashbury bevölkert mit weißgewandeten Mitgliedern der Process Church, die ihre hafergelben Pamphlete verteilten, der an den Straßenrändern blühende Jasmin in jenem Jahr besonders duftend und voll. Jedermann war gesund, braungebrannt und schwer mit Schmuck behängt, und wenn nicht, dann war das auch schon was – man konnte irgendein Mondwesen mit Chiffon über den Lampenschirmen sein, bei einer Kitchari-Entgiftung, von der sämtliches Geschirr gelbe Kurkumaflecken bekam.

Aber das alles passierte woanders, nicht in Petaluma mit seinen flachen Walmdach-Ranchhäusern und dem für alle Zeiten vor dem Hi-Ho Restaurant geparkten Planwagen. Den von der Sonne ausgebleichten Zebrastreifen. Ich war vierzehn, sah aber viel jünger aus. Das sagten die Leute gerne zu mir. Connie schwor, ich könnte für sechzehn durchgehen, aber wir erzählten einander viele Lügen. Wir waren seit der Junior High befreundet, Connie wartete gedul-

dig wie eine Kuh vor den Klassenzimmern auf mich, und all unsere Energie floss in die Theatralik der Freundschaft. Sie war pummelig, zog sich aber nicht entsprechend an, sondern trug bauchfreie Baumwollshirts mit mexikanischer Stickerei und zu enge Röcke, die böse Striemen auf ihren Oberschenkeln hinterließen. Ich hatte sie immer auf eine Weise gemocht, über die ich so wenig nachdenken musste wie über das Vorhandensein meiner eigenen Hände.

Im September würde ich auf dasselbe Internat geschickt werden, auf dem schon meine Mutter gewesen war. Man hatte um einen alten Konvent in Monterey einen gepflegten Campus erbaut, mit weichen, sanft abfallenden Rasenflächen. Morgens Nebelfetzen, leichte Prisen vom nahegelegenen Salzwasser. Es war eine reine Mädchenschule, und ich würde eine Uniform tragen müssen – Schuhe mit flachen Absätzen und kein Make-up, Matrosenbluse mit dunkelblauer Krawatte. Eigentlich war es ein Aufbewahrungsort, umschlossen von einer Steinmauer und bevölkert von ausdruckslosen, mondgesichtigen Töchtern. Camp Fire Girls und künftige Lehrerinnen, dorthin verfrachtet, damit sie 160 Wörter pro Minute in Kurzschrift lernten. Damit sie sich verträumte, überhitzte Versprechen gaben, einander bei Hochzeiten im Royal Hawaiian Hotel als Brautjungfer zur Verfügung zu stehen.

Mein bevorstehender Weggang zwang meiner Freundschaft mit Connie eine neue, kritische Distanz auf. Mit einem Mal fielen mir fast gegen meinen Willen gewisse Dinge auf. Wie Connie sagte: »Am besten kommt man dadurch über jemanden hinweg, dass man unter jemand anderen kommt«, als wären wir Ladenmädchen in London anstatt unerfahrene Jugendliche im Agrargürtel von Sonoma County. Wir leckten an Batterien, um einen metallischen Schlag in der Zunge zu spüren, der angeblich ein Achtzehntel so stark war wie ein Orgasmus. Mich quälte die Vorstellung, wie un-

ser Duo auf andere wirken musste, dass wir als die Sorte Mädchen abgestempelt wurden, die zueinander gehörten. Jene geschlechtslosen Paarbildungen an der Highschool.

Jeden Tag nach der Schule schalteten wir nahtlos in den gewohnten Gang der Nachmittage um. Vergeudet den Stunden mit irgendeiner geschäftigen Aufgabe: Folgte Vidal Sassoons Vorschlägen für Smoothies aus rohen Eiern zur Kräftigung der Haare oder stocherten mit der Spitze einer sterilisierten Nähnadel an Mitessern herum. Das permanente Projekt unseres Mädchenselbst schien sonderbare und präzise Aufmerksamkeit zu verlangen.

Als Erwachsene wundere ich mich über die schiere Menge an Zeit, die ich damals vergeudet habe. Was man uns an Genüssen und Entbehrungen von der Welt zu erwarten lehrte, die Countdowns in Zeitschriften, die uns drängten, uns dreißig Tage im Voraus auf den ersten Schultag vorzubereiten.

28. Tag: Lege eine Gesichtsmaske aus Avocado und Honig auf.

14. Tag: Überprüfe, wie dein Make-up bei unterschiedlichem Licht (natürlich, künstlich, Dämmerung) wirkt.

Damals war ich ganz darauf gepolt, Aufmerksamkeit zu erregen, zupfte meinen Ausschnitt tiefer und legte mir jedes Mal, wenn ich in die Öffentlichkeit ging, einen sehnsuchtsvollen Gesichtsausdruck zurecht, der viele tiefgründige, verheißungsvolle Gedanken nahelegte, falls zufällig irgendwer hersah. Als Kind hatte ich einmal an einer Hundausstellung zu wohltätigen Zwecken teilgenommen und an einer Leine einen hübschen Collie herumgeführt, der ein seidenes Tuch um den Hals trug. Wie mich die sanktionierte Darbietung begeistert hatte: Wie ich vor Fremde hintrat und sie den Hund bewundern ließ, mein Lächeln so nachsichtig und beharrlich wie das einer Verkäuferin, und wie leer ich mich gefühlt hatte, als es vorbei war und mich niemand mehr anzusehen brauchte.

Ich wartete darauf, dass jemand mir sagte, was gut an mir war.

Später fragte ich mich, ob das der Grund dafür war, dass es auf der Ranch viel mehr Frauen als Männer gab. All die Zeit, die ich darauf verwendet hatte, mich vorzubereiten, die Artikel, die mich gelehrt hatten, dass das Leben eigentlich nur ein Wartezimmer war, bis einen jemand bemerkte – diese Zeit hatten die Jungs damit verbracht, sie selbst zu werden.